

Querverlag

Hiebe und Triebe⁴

Sexgeschichten

Jim Baker (Hg.)

Die in diesem Buch geschilderten Handlungen sind fiktiv. Im verantwortungsbewussten sexuellen Umgang miteinander gelten nach wie vor die Safer-Sex-Regeln.

© Querverlag GmbH, Berlin 2006

© Für die einzelnen Geschichten: die Autoren

Erste Auflage September 2006

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie von getty images.

Druck und Weiterverarbeitung: Druckhaus Köthen

ISBN 3-89656-136-7

Printed in Germany

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin

<http://www.querverlag.de>

Inhaltsverzeichnis

Kai Lindberg	
<i>Erstens. Zweitens. Drittens.</i>	13
Cliff Morten	
<i>Andere Liga</i>	35
Peter Hofmann	
<i>Trojanische Herzen</i>	43
Stefan Holtkötter	
<i>Die Hochzeit meiner Schwester</i>	57
Tilman Janus	
<i>Drei Mann in einem Boot.</i>	71
Markus Baaken	
<i>Mut tut gut</i>	81
Jan Stressenreuter	
<i>Figg, Alda!</i>	91
Björn Björnson	
<i>Alte Liebe ...</i>	107
Ralf König	
<i>Hardcorestufe 3</i>	119
Jörg Feiertag	
<i>Die Mechanismen der Lust</i>	135

Alkis Vlassakakis	
<i>Lissabon</i>	159
Stephan Niederwieser	
<i>Der Tag, an dem ich ...</i>	167
Peter Rehberg	
<i>Fettsack</i>	177
Marcus Brühl	
<i>Die Pforten der Hölle schließen pünktlich</i>	183
Die Autoren	199

Vorwort

Fragt man einen Schwulen: „Wann hast du eigentlich gemerkt, dass du schwul bist?“, wird er höchstwahrscheinlich antworten: „Irgendwie habe ich’s einfach immer gewusst.“ Andere erzählen die klassische Geschichte, in der Pubertät festgestellt zu haben, sich in Jungs statt in Mädchen zu verlieben. Solche Geständnisse werden dann häufig von bestimmten männlichen Sexobjekten begleitet, zum Beispiel Sportlehrer, Klassenkamerad oder zumindest ein Musikstar.

Selten bekommt man als Antwort einen ganz bestimmten Moment genannt, einen Augenblick, in dem die Erkenntnis einen blitzartig ereilt, „so“ zu sein, ein Erlebnis, wenn die eigene Homosexualität einem plötzlich so irreversibel erscheint, dass man sich fragt, wieso man nicht früher darauf gekommen war.

So ein schicksalhafter Moment ereignete sich bei mir, als ich vierzehn Jahre alt war. Und dabei spielte Pornografie eine wichtige Rolle.

In diesem Alter suchte ich fast täglich eine Ausrede, mit meinen beiden Brüdern und meinem Vater nicht Basketball spielen zu müssen. Da es die siebziger Jahre waren und wir mitten in der Pampa lebten, gab es nicht allzu viele Möglichkeiten, einen glaubhaften Vorwand vorzuschieben. Daher erzählte ich meiner Mutter, dass ich mit den anderen draußen spielte, während ich den „Jungs“ draußen erzählte, ich müsste meiner Mutter helfen. Dann haute ich einfach ab, unternahm lange Spaziergänge durch den Wald und sehnte mich danach, in einer Stadt zu leben, dabei war es mir egal in welcher. Hauptsache nicht in dieser erzkonservativen Gegend, die man so treffend den „Bibel-Gürtel“ nennt.

Bei uns zu Hause gab es nur eine einzige nennenswerte Landstraße, also lief ich während meiner Streifzüge im Wald gezwungenermaßen am Straßenrand entlang, wenn ich vor Einbruch der Dunkelheit schnell nach Hause wollte. Dabei dachte ich über das bestimmt aufregende Leben in der Stadt nach – in New York, zum Beispiel, oder zumindest in Atlanta. Da, wo es Bürgersteige

gab und nicht diese verfluchte Einöde, eine Gegend, in der Kühе zahlreicher als Menschen waren.

An einem grauen, nassen, aber sonst nicht sonderlich bemerkenswerten Tag im Oktober lief ich am Straßenrand entlang, auf dem Weg zum nahe gelegenen See. Plötzlich erspähte ich etwas im Straßengraben liegen, was nicht einem überfahrenen Opossum oder einem leer getrunkenen Sechserpack Budweiser ähnlich sah, was ich interessanterweise häufig im Straßengraben fand, obwohl – oder vielleicht weil – unsere Gegend als „trocken“ galt, und daher der Verkauf von Alkohol verboten war. Ich bückte mich nach dem Gegenstand, hob es langsam und vorsichtig auf, betrachtete es von allen Seiten, roch sogar dran. Dann vergewisserte ich mich, dass niemand mich beobachtete, was im Nachhinein eine seltsame Vorstellung ist, denn außer vor und nach dem Schichtwechsel in der etwa fünf Meilen entfernten Möbelfabrik war in dieser Gegend sowieso nichts los. Dann verstaute ich meinen Schatz schnell und verstohlen in der großen Mitteltasche meiner Kapuzenjacke und machte mich schleunigst auf den Weg zu meinem Versteck im Wald. Wie jeder „richtige“ Junge hatte auch ich mir eine Art Baumhaus zurecht gezimmert. Eigentlich bestand es nur aus ein paar Brettern, notdürftig über zwei Äste gelegt. Doch als Zuflucht leistete es mir in dieser schwierigen Phase meines Lebens tapfere Dienste.

Besagten Oktobernachmittag suchte ich also genau diese Stelle auf, um in Ruhe und ohne die neugierigen Blicke meiner Brüder die Beute genauer in Augenschein zu nehmen. Zu Hause wäre es zweifelsohne wärmer und trockener gewesen, doch da ich erst mit sechzehn ein eigenes Zimmer bekommen sollte, als mein älterer Bruder endlich heiratete, kam eine Lektüre unter der Bettdecke nicht wirklich in Frage. Denn es war ein Heft, keine Hochglanzillustrierte, sondern eine Schwarz-Weiß-Broschüre mit „schmutzigen Fotos“. Auf etwa sechzig Seiten wurde in Wort und Bild das dargestellt, wovon die Jungs auf dem Schulhof immer erzählten: Sex.

Im Oktober wird es bei uns auf dem Land schon ziemlich früh dunkel, und im Laufe der nächsten Wochen kroch die Dämmerung unaufhaltsam näher, was die Stunden, die ich nach der Schule in meinem Baumhaus verbringen durfte, drastisch verkürzte. Inzwischen hatte ich alle Geschichten gelesen und sämtliche Bilder der sich amüsierenden Paare genau untersucht. An dieser Stelle

will ich auch nicht verheimlichen, dass die Lektüre meine pubertierende Phantasie sehr beflügelte und mir zu vergnüglichen Stunden verhalf. Doch leider bietet ein Baumhaus mitten im Wald nicht wirklich Schutz vor den Elementen. Im Klartext heißt das, dass mein Schmuttelheft mit jedem Tag feuchter und unleserlicher wurde – und dadurch natürlich unbrauchbarer für meine Zwecke.

Also beschloss ich zu retten, was zu retten war.

Ich riss mein Lieblingsfoto aus dem Heft, überzeugt, zumindest dieses eine Foto vor den Kräften der Natur zu bewahren. Das Foto hatte ich mir inzwischen so häufig angeschaut, dass ich nur die Augen zuzumachen brauchte, und schon flammten die Eindrücke auf meiner Netzhaut auf: ein kräftiger, dunkelhaariger Mann um die dreißig, der entweder kurz davor war, eine ziemlich schwächliche blonde Frau zu penetrieren, oder vielleicht den Liebesakt gerade unterbrach, weil er es sich anders überlegt hatte. Zumindest wäre es mir in der Situation so gegangen, aber das Ausdenken verschiedener Szenarien gehörte zu meinen Lieblingsbeschäftigungen, wenn ich in meinem Baumhaus da saß und die Regie für diese Schwarz-Weiß-Szene mit neuer Besetzung und in Farbe übernahm.

Beim Foto gab es auch eine ziemlich lange Bildunterschrift. Allerdings kann ich mich beim besten Willen nicht mehr an den genauen Wortlaut erinnern. Nur dass das männliche Model „Robert“ hieß und das weibliche „Janine“. Jedenfalls riss ich das Foto aus der inzwischen durchweichten Publikation heraus und beschloss, es bei mir zu Hause zu verstecken.

Doch das war natürlich leichter gesagt als getan.

Im Laufe der ersten Woche habe ich das Versteck bestimmt dreimal täglich gewechselt. Egal, wo ich das Heiligenbild versteckte, ich war überzeugt, jemand aus der Familie würde es bestimmt entdecken. Mein Vater schaute im Keller doch regelmäßig unter den Heizkessel, oder? Meine Mutter räumt die Schuhe in meinem Schrank bestimmt mindestens einmal die Woche um und würde ganz bestimmt in die Indianer-Mokassins schauen, die ich ein einziges Mal als Pfadfinder für einen Sommercamp-Sketch anziehen musste. Mein älterer Bruder hielt sich doch häufig auf dem Dachboden auf – weiß Gott, warum –, aber selbst er würde bestimmt unter meinem Vulkanmodel aus Gips und Metalldraht für das Jugend-forscht-Projekt in der fünften Klasse nachschau-

en. Und mein kleiner Bruder, ja, der kannte sowieso alle meine Geheimnisse: wo ich zum Beispiel jedes Jahr meine Halloween-Süssigkeiten sorgfältig aufbewahrte, von denen ich täglich genau drei Bonbons aß, damit mein Vorrat bis Ostern reichte. Ja, vor ihm musste ich sowieso besonders auf der Hut sein.

Also versteckte ich meinen Schatz an einem sicheren Ort, an einem Ort, auf den niemand im Leben käme: In einem seltenen Geniestreich verbarg ich mein kostbares Kleinod einfach unter meiner Matratze.

Nach einer Woche begann ich mir jedoch auch um dieses Versteck Sorgen zu machen. Zugegeben, ich musste mein Bett jeden Morgen vor dem Frühstück selber machen, dennoch plagte mich dabei ein ungutes Gefühl. Also beschloss ich in einem Anfall ungeahnter Logik, das Foto von Robert und Janine zu verkleinern, denn so, schlussfolgerte ich, könnte ich es ja noch besser verstecken.

In der ersten Woche verschwand die rechte untere Ecke. Da, wo die Bildunterschrift zu lesen gewesen war. Mit einer Bewegung meiner Kinderschere hatte ich die wahre Identität von „Robert“ und „Janine“ getilgt und sie für die Nachwelt anonym gemacht. Sicher waren das angehende Schauspieler oder sogar ein echtes Ehepaar.

In der zweiten Woche verabschiedete ich mich von etwa eineinhalb Zentimeter des oberen Randes. An und für sich nicht weiter tragisch, handelte es sich sowieso nur um die Decke des Zimmers, vermutlich ein Motel oder eine Ferienwohnung, in der die beiden gerade die Flitterwochen verbrachten, als sie vom Fotografen sowie seinem Assistenten überrascht wurden, dessen linkes Bein ich nach einigen Tagen sorgfältigen Studierens ganz hinten in der Ecke ausmachen konnte.

So ging es weiter. Nach kurzer Zeit verschwand immer mehr von dem Bild. Die Wand hinter dem Bett, auf dem die beiden ansonsten völlig normal wirkenden Profi-Schauspieler sich liebten, die Lampe auf dem Nachttisch, die Badezimmertür, durch die man komischerweise einen Blick auf eine Duschkabine ohne Duschvorhang erhaschen konnte. Bis ich plötzlich feststellte, dass sogar „Janine“ völlig aus dem Bild verschwunden war. Geblieben war mir auf einem länglichen, leicht gebogenen Streifen Papier lediglich „Robert“.

Über die nächsten Tage und Wochen vergewisserte ich mich des Verbleibs des Fotos mehrmals täglich, wenn ich nicht gerade

meiner Mutter in der Küche half oder damit beschäftigt war, meine Brille nach einem besonders heftigen Pass des Basketballs zu suchen und wieder aufzusetzen. Und obwohl ich das Bildformat auf schätzungsweise circa zwanzig Prozent der Originalgröße reduziert hatte, plagte mich dennoch die Angst, „Robert“ könnte den Falschen in die Hände fallen. Also beschloss ich, mich auch von Teilen dieses magisch wirkenden Mannes zu trennen, obwohl ich beim näheren Hinsehen zugeben musste, dass „Robert“ verblüffende Ähnlichkeiten mit unserem Milchmann, Mr. Coble, aufwies.

Zuerst schnitt ich mit meiner kindersicheren Papierschere dem armen Halbgoth Füße und Waden ab. Die Unterarme waren ja auch nicht so wichtig, beschloss ich nach weiteren fünf Tagen des Wachhaltens am Bett, zumal die Hände, mit denen er Janines Brüste umklammert gehalten hatte, sowieso schon vor Wochen amputiert worden waren.

Ungefähr ein halbes Jahr nach dem Fund im Wald sah ich mich mit dem scheinbar unlösbaren Problem konfrontiert, mich zwischen „oben“ und „unten“ entscheiden zu müssen. Ich glaube, sogar damals, ohne den Namen Freud je gehört zu haben, hätte ich mich nicht getraut, Robert zu entmannen, also meisterte ich diese salomonische Aufgabe, indem ich Roberts Haupt sauber vom Rumpf trennte und das Gesicht mit dem männlich wirkenden Schnurrbart und der zugegeben etwas albern wirkenden Zahnücke eine Zeit lang in meiner Kinderbibel aufbewahrte, quasi als Lesezeichen zwischen den „Briefen an die Römer“ und dem „Ersten Korintherbrief“. Da ich immer nur die andere Bibel mitnahm, die mir meine Tante Ruth zum zehnten Geburtstag geschenkt hatte, wenn wir mittwochabends, sonntagvormittags und sonntagabends in die Kirche gingen, hielt ich das Risiko, dass Robert entdeckt würde, für ziemlich klein.

So hielt ich schließlich einen etwa zwei Zentimeter großen Kreis in der Hand, auf dem ich Roberts pralles, stolzes, männliches Glied bewunderte, bevor ich es wieder zwischen Lattenrost und Bettgestell versteckte.

Und genau das tat ich fast täglich in den wenigen einsamen Minuten, die ich mir erkämpfen konnte, indem ich mich im Badezimmer einschloss. Es geschah ausgerechnet an diesem Ort, dass mir die Konsequenzen meines Handelns der letzten Monate schlagartig bewusst wurden. Bis dahin hatte ich das Einze-

lexemplar „Robert“ unerklärlicherweise nur aufregend gefunden, aufregender auf jeden Fall als die Unterwäsche-Models im „Sears & Roebuck“-Versandkatalog. Doch plötzlich schaffte mein Hirn den monumentalen Gedankensprung, dass das Empfinden, das der Anblick von Roberts Geheimnissen in mir auslöste, symptomatisch für etwas Größeres sein musste.

Ab diesem Zeitpunkt der Erleuchtung veränderte sich natürlich mein ganzes Leben. Oder zumindest kam es mir so vor.

Ein Jahr nach dem schicksalhaften Waldspaziergang im Oktober konnte ich nur noch Konturen von Roberts Überresten ausmachen; zu häufig hatte ich den Papierschnipsel in meiner Hosentasche zwischen Kinderzimmer und Klo transportiert.

Doch kam es, wie es kommen musste. Eines Tages fand ich einen besseren Ersatz für Robert. Da ich der Einzige in der Familie war, der meine Mutter freiwillig auf ihrem halbjährigen Einkaufsbummel im etwa sechzig Meilen entfernten Rieseneinkaufszentrum begleiten wollte, freute ich mich plötzlich über eine halbe Stunde freie Zeit, während meine Mutter „Frauensachen“ im Warenhaus „Belk's“ anprobierte. Also versprach ich ihr, in der Buchhandlung solange auf sie zu warten. Es war zwar eine nicht sonderlich gut sortierte Kettenfiliale, die sich in der zweiten Etage befand, ganz hinten versteckt im eher unfrequentierten Winkel des Einkaufsgeländes – direkt neben den öffentlichen Toiletten.

Doch für einen inzwischen 15-jährigen Jungschwulen eröffnete sich dort eine neue Welt. Eine Welt voller Männer, mit denen mein „Robert“ gar nicht mithalten konnte. Doch das ist eine völlig andere Geschichte. Aber wer weiß, vielleicht wird sie dann doch im fünften Band von *Hiebe und Triebe* erscheinen.

Bis dahin wünsche ich aufregende und anregende Lektüre mit dem vierten Band der besten Sexgeschichten in deutscher Sprache!

Jim Baker